

Ueber die Rindviehpest

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Archiv für Thierheilkunde**

Band (Jahr): **1 (1816)**

Heft 3

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-590300>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

U e b e r
D i e N i n d v i e h p e s t.

§. 1.

B e n e n n u n g.

Die Rindviehpest hat verschiedene Namen erhalten, als: Hornviehseuche, Magenseuche, Uebergalle, Rindviehstaupe, faules Gallenfieber, rechter Viehumfall, Viehdissel u. s. w.

§. 2.

B e g r i f f.

Die Rindviehpest ist eine dem Rindvieh ganz eigne Krankheit, sie ist ein Typhus von zusammengesetzter Art, wo wir zugleich Zufälle des Faul- und Nervenfiebers antreffen und gewöhnlich mit allen gastrischen Complicationen, als Schleim, Ruhr und Gallenfieber begleitet, wo die nervösen Zufälle mit großer Neigung zur Entmischung der Säfte, mit Colliquationen, mit den heftigsten Fieberbewegungen des Herzens und der Gefäße, mit gänzlicher Aufhebung der Verdauung und Ernährung vereint sind; und dieses alles macht diese Krankheit zu der gefährlichsten, welche unter dem Rindvieh bekannt ist. Sie vereinigt nicht nur die Gefahr des Faul- und Nervenfiebers in sich, sondern die Verdauungskraft liegt auch gleich gänzlich darunter, und es gesellen sich bald örtliche Entzündungen dazu.

§. 3.

Zufälle und Kennzeichen.

Die Rindviehpest hat immer ihre Vorboten, die zuweilen drei, sieben, acht, ja zehn Tage anhalten

können. Sie bestehen in einem feuchten Husten, wässrig feuchten Augen und Nasen. Nicht selten bemerkt man auch, daß ein solches Stück bei einem Futterweniger, bei einem andern mehr, als gewöhnliche Fressbegierde äußert, übrigens aber noch gehörig wiederkaut, und vollkommen gesund zu sein scheint. Wie auch, daß eine Milchkuh abwechselnd, einen Tag weniger, den andern wieder mehr Milch zu geben pflegt. Eins der frühesten und charakteristischsten Zeichen ist das ungewöhnliche Stehen des kranken Viehes auf seinen Hinterfüßen, die Gelenke werden nämlich von Tag zu Tag in ihrer Stellung geändert, wobei die Füße mehr nach vorwärts gestellt sind.

Bei dem Ausbruche: Traurigkeit, Mattigkeit, (wiewohl diese Erscheinungen mehrentheils auch schon vor dem Ausbruche vorhanden sind), Abnahme der Milch bei den Kühen, thranende Augen, öfteres Husten, Kopfschütteln, Zähnkneirschen, vermehrter Herz- und Pulsschlag, der, wenn er sich Zeitweise vermindert, einen langsamen Gang der Krankheit anzeigt und mehr Hoffnung zu Heilung gibt; wenn er aber an Geschwindigkeit zunimmt, große Heftigkeit und Gefahr verräth; Fieber, abwechselnde Kälte und Hitze zuweilen mit Erschütterung oder mit Schweiß am ganzen Körper verbunden, besonders an Hörnern, Ohren, Nase und Lippen; das Wiederkauen geschieht sehr traurig und träge, oder hört oft schon ganz auf, wenn gleich die Fressbegierde fortdauert.

Diese Zufälle dauern oft nur eine sehr kurze Zeit, gehen dann schnell in eine gefährlichere Gestalt über.

Bei der Zunahme bis zur höchsten Höhe. Die Fresslust nimmt auffallend ab, und das Wiederkauen ist gänzlich verschwunden, doch saufen sie noch ziemlich gut;

die Nasen und Augenfeuchtigkeit wird weiß, trübe und flebricht; sie liegen mehr als sie stehen, dabei stöhnen sie beständig; das Athemholen ist mit einem Bauchstoßen verbunden, und mit äußerster Mühe und Anstrengung stehen sie auf; Rücken und Lenden sind äußerst schmerzhaft, so daß sie sich ganz einbiegen, wenn man mit der Hand über dieselbe hinsfährt, auch ist die Haut da selbst mit Luft aufgedunsen, rauscht wie Pergament, auch zeigt sich zuweilen ein Ausschlag, oder es findet sich ein jauchiger Absatz unter derselben; sie misten sehr oft und weich oder lagiren mit schmerzhaftem Zwange; zuweilen tritt Halsweh, beschwerliches Niderschlucken hinzu; Husten, Zähnkirschen, Kopfschütteln, Herz- und Pulschläge sind in einer Minute bis auf sechszig und siebenzig vermehrt.

Dieser Zustand hält gewöhnlich nur zwei Tage an, wo die Krankheit entweder zur Besserung oder zum Tode sich verändert.

Bei dem Nachlasse: Die Thiere werden lebhafter, erhalten ein aufgeheitertes Aussehn, reinere und hellere Augen, die Freßlust kehrt wieder, das Athmen wird leichter, sie liegen weniger und stehen mehr; die künstlichen Geschwüre setzen ein gutes Eiter ab; der Puls hebt sich mehr, wird sanfter und regelmäßiger, der Mist wird lockerer und geht ohne Anstrengung ab; manche Kühe geben auch wieder Milch; das zuverlässigste Kennzeichen der Besserung ist aber das kräftige Wiederfaulen.

Bei dem Wechsel zum Tode: Augen und Nase fallen ein, der Ausfluß aus selben ist gelbeitrig und verstopft die Nase oft; alles Futter und Getränke wird verabscheut, aus dem Maule fließt stets ein dicker oft sehr stinkender Schleim, während des Liegens ächzet das

Thier immerfort und holt keichend Athem, so daß man oft meint es wolle ersticken, wegen äußerster Schwäche vermag es nicht mehr aufzustehn, doch springen manche noch wild auf und werfen sich wieder behänd nieder; das anhaltende Lagiren ist blutig und stinkend, der Zwang dabei so arg, daß öfters der Mastdarm vorfällt; die Herzschläge sind klein und zitternd, oft kaum zu zählen, laufen auf achtzig, neunzig und hundert; die Muskeln des Halses werden krampfhaft zusammengezogen, daher die Steifigkeit und Verdrehung des Halses, bald grade hinaus, bald in die Höhe oder seitwärts; alle Zähne im Maule wackeln und sind fast zum Herausfallen; der Harn wird äußerst wenig, meistens gar nicht gelassen; endlich werden Nase, Lippen, Zahnfleisch, Zunge eiskalt und das Thier holt nur noch mit aufgesperstem Maule Athem, und der Tod erfolgt dann entweder unvermerkt oder unter gewaltsamen Convulsionen.

§. 4.

L e i c h e n ö f f n u n g.

Die Erscheinungen bei den Leichenöffnungen sind sehr verschieden, je nachdem das Thier entweder getödtet oder durch die Gewalt der Krankheit gestorben war, oder je nachdem der Stand der Krankheit war, da das Thier getödtet wurde; ganz natürlich sind die Erscheinungen anders, wenn die Krankheit vor dem Ausbruche, anders, wenn sie nach dem Ausbruche, anders, wenn sie schon ihre höchste Höhe erreicht hat, und nun der Tod aus Brand und brandiger Auflösung erfolgt ist. Geht ein Thier letzterer Art zu Grund: soll man sehr vorsichtig sein, den Kadaver mit bloßen Händen zu öffnen, indem die faule Auflösung der Säfte nicht selten eine schlimme Wirkung auf den Menschen macht, vor-

züglich wenn dieselbe in eine wunde Stelle gebracht wird.

Bei Thieren, die nicht lange krank waren, findet man die Eingeweide ziemlich gesund und unversehrt; nur die Galle ist etwas dünner und wässeriger, als sie im gesunden Zustande ist; es steigt noch kein übler Geruch aus den Eingeweiden auf, und das Fleisch ist ohne Bedenken genießbar, indem noch gar keine krankhafte Veränderung an demselben wahrzunehmen ist.

Nach dem vollkommenen Ausbruch der Krankheit findet man innerlich schon mehr Spuren von Verwüstung. Die Gallenblase ist aufgelaufen, die Galle selbst schon entmischt, übelriechend, dünn wässerig; zuweilen merkt man Entzündungen an einem oder dem andern Lungenflügel und am Herz. Im ersten und zweiten Magen ist schlecht verdautes Futter, und der dritte zeigt eine leichte Entzündung und zwischen seinen Blättern findet man ausgetrocknetes Futter, welches zu Kuchen geballt ist; auch kann man die innere Haut gar leicht abstreifen oft blieb sie auch an den Futterballen hängen.

Thiere welche an der Krankheit umgestanden sind, haben im äußerlichen Ansehen einen äußerst aufgeblähten Bauch. Der Mastdarm ist auswärts gefehrt, gleich einem blaulichen Schwamme voll Eiter und Fauche. Leicht gehet die Ueberhaut weg, wenn das Thier etwas länger todt ist. Die Augen sind mit Schleim bedeckt, die Nasen offen und wund, der Mund und die Zunge mit Fauche angestopft, und über den ganzen Körper verbreitet sich ein heftiger Gestank.

Am Hirn bemerkt man nichts besonders wenn man die viele Lympe in den Hirnhöhlen ausnimmt, die sich bei einigen vorfindet. Der Gaumen ist mehr oder weniger entzündet, und vom nämlichen Stoffe angefüllt,

den man auch meistens in der Luftröhre antrifft. Die Drüsen waren etwas angeschwollen und mit einer wässrigen Flüssigkeit durchdrungen.

Das einzige was man am Halse bemerkt, war, daß die Haarfeile bei den Thieren, die umstanden, sehr wenig wirken, das benachbarte Zellgewebe war schlaff und mit einem wässrigen Stoffe angefüllt.

Die Luftröhre strotzt immer von einem schäumenden Schleim, der voll häutiger Fetzen ist; die Schleimhaut derselben ist bei einigen entzündet.

Die Lungen sind ausgedehnt und wie aufgeblasen, die großen Lappen sind gewöhnlich sehr wenig verändert, aber desto mehr sind die kleinen mit Blut angefüllt, blaulich und oft brandig, beim Durchschneiden fließt eine eitrige Feuchtigkeit hervor, die jener durchaus gleich die aus der Luftröhre und dem Maule fließt.

Das Rippenfell ist bei den meisten entzündet. So hat auch das Bauchfell bald kleinere, bald größere brandige Stellen.

Der Wanst ist meistens von einer ungeheuern Menge Futter ausgedehnt, das oft ganz warm und gäbrend gefunden wird. Fast bei allen ist die Schleimhaut desselben abgelöst, und bedeckt wie eine braune sehr weiche Haut das Futter.

Im nämlichen Zustande ist der zweite Magen, die Haube, dessen Schleimhaut ebenfalls brandig und sich bei mindester Berührung ablöst.

Der Löser ist voll trocknes Futter, bei einigen ist er ganz hart und dürr, hat auch ganz besondere trockene Stellen. Die Schleimhaut desselben schält sich ebenfalls los und bleibt an dem Futterklumpen hängen. Die Blätter des Löfers sind weich und leicht

zu zerstören, aber die Härte dieses Eingeweids ist nicht überall in dem nämlichen Grad.

Der Labmagen ist immer sehr entzündet, und viele seiner Falten scheinen bläulich; der Theil gegen den Muttermund scheint am meisten angegriffen zu sein, er ist geschwollen, oft trifft man ihn voller Geschwüre an. Endlich ist er mit einer sehr stinkenden Sauche angefüllt.

In den dünnen Gedärmen ist die Entzündung aufs höchste gestiegen; die Gefäße strotzen voll Blut angefüllt; die Schleimhaut trennt sich Stellenweis von der innern Wand, so daß sie wie mit Fäden behängt erscheint. In den großen Gedärmen ist die Entzündung geringer, hingegen sind sie von den ebengesagten Schleime oft desto mehr angefüllt; man trifft den Mastdarm öfters an vielen Stellen versehrt, und mit zähem, weißen eiterähnlichen Wesen angefüllt.

Die Gallenblase ist sehr angefüllt; öfters sieht man sie von der Größe zweier Mannsfäuste. Bei dem Oeffnen derselben fließt oft eine tiefgrüne, oft eine hellgelbe, und oft eine olivengrüne Galle heraus; immer aber ist sie ganz wässerig, und in der Blase bleibt immer ein starker Satz zurück.

Die Leber ist mürber als gewöhnlich und läßt sich leicht zudrücken; alles Fleisch und selbst das Herz ist im nämlichen Zustande; auch hat das letztere niemals seine gewöhnliche Derbheit.

Bei trächtigen Kühen, welche während der Krankheit nicht verworfen hatten, bemerkte man, daß das Kalb schon vor der Mutter umgestanden war. Die übrigen Baueingeweide sind meistens in ihrem normalen Zustande.

Die Euter sind zusammen geschrumpft. Im Durchschneiden findet man gewöhnlich eine gelbliche Milch.

Das Zellgewebe ist an vielen Orten ausgedehnt und mit Luft angefüllt.

§. 5.

Schädlichkeiten.

Alles, wodurch die thierische Lebensthätigkeit geschwächt, in ihren Funktionen gestört oder gar zerrüttet wird, muß als ein Moment der Ursache zur Entstehung der Rindviehpest angesehen werden. Ist sie aber einmal erzeugt, dann ist das Mittel ihrer weitem Ausbreitung einzig ein virulentes Ansteckungsgift, dessen Natur und Wesenheit wir nicht kennen.

Zu weites Treiben des Viehes, völlige Entkräftung und Ermüdung, vieles Durstleiden bei großer Hitze und starker Anstrengung, Uebernachten auf dem Felde, Erkältung daselbst, Mangel am nahrhaften Futter, Unordnung in der Wartung und Pflege, Mangel an beiden, Schrecken und Angst durch das tobende Lermen und Geschrei der Kriegsvölker oder durch den die Erde und Luft erschütternden Kanonendonnen bei Kriegszeiten, fast täglicher Wechsel in der Bitterung, in der Nahrung, in dem Klima, vielleicht gar an Wartung und Wärter, in dem Saufen des Wassers, Aufenthaltart; langes Stehen auf festem steinigem Boden in dem Zugeschirre; Einathmung verschiedener verdorbener, fauler Ausdünstungen, bei Morästen und Sümpfen, bei gedrängtem Einhergehen oder Uebernachten einer großen Heerde in einem eingeschränkten Stalle, oder stinkender Herbstnebel in den Thälern, die von Natur vielen Moraste und Sumpf enthalten; ungewöhnliche Ausleerungen, durch den After, durch die Haut u. s. w.

Dieses sind die vorzüglichsten Schädlichkeiten, unter deren Zusammenfluß und starker Einwirkung auf den thierischen Körper, die Rindviehpest von jeher entstanden ist und immer noch entstehen mag.

Die Geschichte der Rindviehpest mag hierüber den besten Beweis liefern. Durch weit getriebenes abgetriebenes Vieh ist dieselbe von jeher nach Deutschland und so auch in die Schweiz gekommen, und wenn sie da und dort außer Kriegszeiten wieder sporadisch zum Vorschein kommt, so kann man zuletzt immer wieder ein weit getriebenes Vieh z. B. aus Ungern, mit Grund in Verdacht ziehen. Durch solche Uebertreibungen und Abmattungen muß natürlich der ganze thierische Organismus in seinem Innern zerrüttet, die thierischen Kräfte erschlaft, die Säfte in ihrer gesunden Mischung verändert, und somit die Ausdünstungen von denselben Thieren in eine Bösartigkeit umgeändert werden. Die Analogie steht uns zu nahe an der Seite, als daß wir vernünftiger Weise hieran zweifeln sollten. Man denke nur an die bösartigen Lazaret- und Gefängnißfieber, die die abgematteten Kriegsvölker von einem Lande in das andere mit sich schleppen.

§. 6.

Natur und Wesen der Rindviehpest.

Die Rindviehpest ist ursprünglich ein Produkt von lauter solchen schädlichen Einflüssen, die die thierischen Kräfte abändern, erschlaften, ihrer Energie berauben. Mithin ist ihre Natur, ihr Wesen nicht anders als allgemeine Schwäche. Nach den Krankheitsäußerungen leidet bei dieser allgemeinen Schwäche mit den vorzüglichsten Leiden des Organismus (des dritten Magens) die ganze Bestimmung von der Natur dieser Krankheit.

Aber nicht immer entsteht diese Krankheit ursprünglich, sondern erscheint meistens als Produkt eines virulenten Ansteckungsgiftes; von welcher Natur sie aber dann sei, ist bis jetzt noch nicht möglich mit Bestimmtheit zu entscheiden, indem wir die Natur des Giftes nicht kennen; wahrscheinlich und muthmaßlich ist sie aber dann allgemeiner Schwäche indirekter Art, d. h. die allgemeine herbeigeführte Schwäche ist Schwäche von Ueberreizung, und bei einzelnen Subjekten kann das virulente Gift Anfangs eine mehr typhöse Krankheit erregen, bei welcher man jedoch mit Blutlassen sehr vorsichtig sein muß, weil sie immer schnell von der Ethenie in große Schwäche übergeht.

Daher ist zur Beurtheilung der jedesmal vorhandenen Natur der Krankheit sehr viele Bedächtlichkeit und Umsicht nöthig. Man beherzige zu dem Ende:

a) die Gegenwärtige Beschaffenheit des Giftes. Anfangs und Ausgangs der Epidemie ist dasselbe weniger virulent als in der Mitte, wo gewöhnlich seine Art zu wirken am heftigsten ist.

b) Die Gegend, Lage und Klima desselben; bei hohen Lager und trockenem Klima ist das Gift weniger virulent, als bei niedriger Lage der Dörfer und feuchtem Klima.

c) Die Constitution der Thiere. Junges, starkes, fettes, müßig im Stall stehendes Vieh, wird leicht härter und stärker angefallen, als altes, abgemagertes.

d) Die Jahreszeit. Gewöhnlich fängt sie in den Sommermonaten an, wüthet aber im Herbst am stärksten, im Winter weniger, und läßt im Frühjahr gewöhnlich ganz nach.

Sobald die Krankheit vollkommen ausgebildet ist, leiden alle oder doch die mehrsten oder wichtigsten Organe und Systeme in einem sehr beträchtlichen Grad; es leidet das Nervensystem, daher die außerordentliche Eingenommenheit des Kopfs, gleich anfangs die große Traurigkeit; es leidet das Gefäßsystem und die Haut, daher die Fieber; es leidet die Lunge, daher das beschränkte Athemholen, das Stöhnen; es leidet die Secretion und Excretion, daher bald Verstopfung, bald Durchfall, daher der Mangel an Harnen, daher der Ausfluß aus der Nase, aus dem Maule, aus den Augen; es leiden die Sinne des Geruchs, des Geschmacks, des Gesichtes des Gefühls, daher bald Betäubtheit, bald Gefühllosigkeit, bald außerordentliche Empfindlichkeit; daher der Mangel des sonst so gewöhnlichen Verriechens der Thiere: mit Recht kann sie also auch in ihrer vollen Ausbildung der bössartige Pesttyphus genannt werden.

§. 7.

V o r h e r s a g u n g.

Nur äußerst selten ist die Rindviehpest eine gelinde Krankheit, meistens sehr gefährlich und tödtlich. Oft tödtet sie die stärksten Stücke in fünfzehn bis zwanzig Stunden, oft erst den dritten und siebenten Tag, ja manche erleben den zehnten Tag und sterben doch noch. Genesung läßt sich hoffen, wenn die Thiere den zwölften Tag überleben, oder wenn die Zufälle nicht schnell nach einander zum Vorschein kommen; wenn das Wiederkauen sich einfindet, wenn die erkalteten Ohren und Hörner nach und nach wieder natürlich warm werden; auch dasjenige Vieh kömmt leichter durch, das aus der Nase, dem Maule einen starken schleimigen eiterartigen Ausfluß bekommt, der während der Krankheit

immer warm bleibt; das Ausschläge auf der Haut, an den Eutern und Geschwülste am Kopfe bekommt; vermindert sich der Durchfall und das Thier fängt an stark und öfters darauf zu Harnen, so ist das ein gutes Zeichen; baldige und gute Eiterung der künstlichen Geschwüre ist gleichfalls ein gutes Zeichen.

Allein je geschwinder die Zufälle auf einander folgen, je mehr die Kräfte bei dem zweckmäßigen Heilverfahren sinken, je mehr die Kälte der Hörner zunimmt, je mehr das Thier stöhnt, je früher ein stinkender Athem aus dem Maule eintritt, je wässriger und mit Zwang verknüpfter der Durchfall ist, je mehr die Haare am Rücken sich sträuben, je mehr es rülpsset und im Leibe kollert, desto mehr ist Gefahr vorhanden.

Der rautenartige Ausschlag auf dem Rücken, am Halse, um die Ohren, um die Hörner, um das Maul ist meistens ein Vorbote des Friedens. Ehemals hielt man diese Krankheit für durchaus unheilbar. Aber nähere Erfahrungen haben gezeigt, daß wenn sie gleich anfangs vernünftig behandelt, viele Kranke gerettet wurden. In der Mitte der Epidemie sterben die meisten, und am Ausgange desselben die wenigsten.

§. 8.

A u s g ä n g e :

a) **K r a n k h a f t e.** Werden auch manche sehr kranke Thiere gerettet, so leiden sie lange nachher Siechheit, und verlangen zur völligen Erholung eine sehr genaue Pflege und Wartung; ein Beweis also, daß das Verdauungssystem in dieser Krankheit außerordentlich angegriffen werde. Abmagerung und sehr schwere Erholung sind davon die Folgen.

b) Tödtliche. Gehet die Krankheit sehr schnell, dann tödtet sie ein Schlagfluß. Die Thiere rasen, zersprengen öfters die Kette womit sie angebunden sind, und stürzen dann plötzlich todt nieder.

Gehet sie aber langsam, so tödtet sie durch Brand der Eingeweide, bald der Lunge, bald des dritten und vierten Magens.

§. 9.

Heilanzeigen.

Verstärkung der Allgemeinthätigkeit mit Rücksicht auf die Individualität (eigenthümliche Beschaffenheit) der Epidemie oder Epizootie, auf den Grad des Allgemeinleidens, auf das vorzüglich leidende System u. s. w.

Daß der Genius der Krankheit verschieden sei lehrt die Beobachtung. Dieser muß genau studirt werden, wenn man nicht als bloßer Praktiker gegen die Krankheit selbst verfahren will. Warum waren nach manchen Beobachtungen die allgemeine Aderlässe bald so ersprieslich, bald wieder eben so schädlich und nachtheilig? Antwort: weil der Genius der Krankheit nicht immer einer und derselbe war. Warum wirkte man mit einer Heilart an einem Orte zu einer bestimmten Zeit ordentlich Wunder, während man mit derselben an einem andern Orte, zu einer andern Zeit gar nichts ausrichtet? Antwort: weil der Genius der Krankheit ein verschiedener war.

Ist dieser Genius aber auch glücklich aufgefunden, dann ist die zweite Anzeige diese den Grad des Allgemeinleidens, und das vorzüglich angegriffene System des Thierorganismus jedesmal genau zu berücksichtigen und mit den gehörigen Mitteln zu bedenken.

§. 10.

Heilverfahren.

Ist die Krankheit rein sthenischer Natur (die Beurtheilung davon hängt von der Konstitution der Thiere, von der Beschaffenheit der Jahreszeit und Witterung, von dem Stande, Gange, [Individualität] der Epidemie u. s. w. selber ab) so muß zwar entzündungswidrig verfahren werden, aber mit Rücksicht auf das vorzüglich angegriffene System und die Tendenz der Krankheit selber; d. h. geht sie bei aller Sthenie dennoch schnell in Schwäche über: so muß mit dem Aderlassen immer sehr vorsichtig verfahren werden, indem sonst durch starkes Aderlassen diese Schwäche schnell herbeigeführt werden kann, welche doch schon in dem Gange der Krankheit selbst liegt. Nur in dem Falle wo die vorzügliche Affection auf dem Blutgefäßsystem liegt, das verdauungssystem aber noch gar nicht in seiner Normalität gestört ist, und die Jahreszeit, Witterungsbeschaffenheit, Lage des Orts, Konstitution des Thieres nicht darwieder sind, kann eine allgemein starke Aderlasse gemacht werden, dieser muß aber gleich wieder ein Verfahren folgen, wie der Gang der Krankheit, das vorherrschende Leiden es erfordern mag.

Eigentliche reine Sthenie mit einer Andauer mag selten bei dieser Krankheit vorkommen; indessen kann sie doch vorkommen, und die Umstände unter welchen dies sein kann und muß, müssen genau aufgefaßt, und eben so genau erwogen werden, um ja keine Mißgriffe zum Schaden der Kunst und des gemeinen Wohls vorzunehmen.

In den meisten Fällen ist und bleibt der Genius dieser Krankheit eine allgemeine Asthenie, schnell von ihren ersten Graden zu den dritten und vierten d. h.

des Synochus und Typhus fortschreitend, mit dem ausgezeichneten Leiden des dritten und vierten Magens, und der Haut.

Bei dem ersten Grad von Schwäche, oder vor und bei dem Ausbruche der Krankheit, sind die schwächsten Reizmittel angezeigt. Dahin gehören die Säuren, Mineralsäuren; die eisenhaltige und rauchende Salzsäure, Vitriolsäure, Weinessig u. s. w.

Von der oxygenirten Salzsäure gebe man des Tags vier, sechs, achtmal, jedesmal eine halbe bis eine auch zwei Unzen mit Wasser gehörig verdünnt, je nachdem das Thier groß oder klein ist, und fahre damit so lange fort, bis entweder Besserung eintritt oder die Krankheit sich verschlimmert d. h. einen höhern Grad der Schwäche erreicht.

Die gemeine Salzsäure wendet man also an:

1. Für ein Säug- oder Milchkalb ein oder zwei Loth Salzsäure, man mischt sie mit zwei oder drei Maas Wasser, und gießt diese Mischung theilweise vom Morgen bis Abend, z. B. alle ein bis zwei Stunden ein Quart dem Thier ein.

2. Für ein jähriges Kalb werden vom Morgen bis Abend acht oder zehn Eingüsse gemacht, jeder aus ein halb Loth Salzsäure und ein halb Maas Wasser und ein solcher alle Stunde oder anderthalb Stunden eingegeben.

3. Für ein zweijähriges Kalb acht bis zehn Eingüsse alle Stunden einen von ein Loth Salzsäure und einer Kanne Wasser.

4. Für drei, vier, fünfjährige Kühe zwölf bis fünfzehn Eingüsse alle Stunden einen von ein Loth Säure und ein Maas Wasser.

5. Für Zugochsen 15—20 Eingüsse, alle Stunden einen von 1½ Loth Säure und ein Maas Wasser.

Anmerkung. Auf gleiche Weise kann auch die Schwefel- und Bitriolsäure benutzt werden, die aber gewissenhaft vierundzwanzig Stunden ohne Aufschub und Zögerung fortgesetzt werden muß. Nach Verlauf dieser Zeit hört man mit der Säure auf, gibt nur bloß nahrhafte Getränke, als Mehl- oder Schrottrank mit gutem Heuabsud übergebrüht, denen man noch Wachholderbeeren und Wein zumischen kann. Sausen die Thiere nicht selbst, so muß alle ein bis zwei Stunden eine Maas voll ihnen eingeschüttet werden.

Erhalten die Thiere auf die Säuren vielen und starken Durst, so ist das ein sehr gutes Zeichen und man kann Hoffnung haben, daß sie der Seuche nicht werden unterliegen.

Bei dem zweiten Grade der Schwäche. Verschlimmert sich die Krankheit bei dem Gebrauch der Säuren, so geht sie von dem ersten Grad in den zweiten über wo die Fieber-Exacerbationen heftiger, die Hitze bleibender, der Puls beträchtlich schneller, die Eingenommenheit des Kopfes auffallender, die gastrischen Leiden ausgezeichneter werden, das Thier ist entweder verstopft oder hat Durchfall, auch die Verrichtungen der Lunge sind schon gestört, u. s. w. da können die Säuren allein zur Hebung der Krankheit nicht mehr zureichen, es müssen stärkere, eingreifendere Reizmittel angewendet werden.

Man nehme Enzianpulver ein halb Pfund, koche es ab mit drei Maas Wasser bis ein viertel davon eingekocht ist. Mit diesem Dekokt brühe man über virginischen Schlangenzwurzelpulver vier Loth, lasse alles eine halbe bis eine Stunde stehen und wohl ausziehen, seibe es durch und setze hinzu:

Liquor anod. H. 4 Loth.

Acid. Salis. 3 Loth,

Guter Brantwein 6 Loth;

mische alles wohl, und gebe davon alle Stunden ein halbes Glas voll, welchem man noch ein viertel Maas nahrhaftes Getränk (wie oben) nachschütten kann.

Wäre aber schon Durchfall vorhanden, so bleibe die Salzsäure weg; bei vorhandener starker Verstopfung muß aber ihre angegebene Dosis verstärkt werden. Bei starkem Durchfall wird statt der Säure zwei Loth Opiumtinktur zugesetzt.

Die Gaben müssen immer in dem Maase verstärkt werden, daß die Krankheit bezähmt wird, wofern sie noch immer bei den ersten Gaben im Fortschreiten zum Schlimmern begriffen ist; auch muß man noch mehr Reizmittel zusehen, und mit andern wechseln.

Bei dem dritten und vierten Grade der Schwäche oder bei dem Fortgang bis zur höchsten Höhe, wo das Thier so schwach und matt ist, daß es zu keiner freiwilligen Bewegung zu bringen ist; die Extremitäten ganz kalt sind, die Haut ganz trocken und rauschend wie Pergament ist, der Puls öfters auf 90 Schläge in einer Minute läuft, der Durchfall stinkend und blutig ist, der Rücken äußerst empfindlich, der Unterleib schmerzhaft, zusammengezogen und aufgetrieben, das Stöhnen unausgesetzt ist u. s. w. Hier ist meistens alle ärztliche Hülfe umsonst und unnützer Kostenaufwand, denn reicht man auch die flüchtigsten und durchdringenden Reizmittel, so erfolgt keine Wirkung mehr, denn die Schwäche hat so überhandgenommen, insbesondere die der Verdauungsorgane, daß wir nach dem Tode bei der Deffnung, unsere in diesem Grade gereichten Arzneimittel in dem Wanst finden, wie wir sie gegeben haben.

Menſerliche Behandlung.

1. Die Haut zu bedecken und durch Belebung dieſer den ganzen Thierorganismus in eine verſtärkte Thätigkeit zu ſetzen, waſche man dieſelbe (wenn es die Jahreszeit und Witterungsbeſchaffenheit zuläßt) mit ſtark gefauertem Waſſer, welches aber weder zu kalt noch zu warm ſein darf, wozu man in zwei Maas (eine Kanne) acht bis zehn Loth Säure miſcht, des Tags einigemal. Dabei muß aber der Stall warm gehalten werden und das Thier ſogleich nach dem Waſchen mit warmen Decken belegt werden. Iſt aber die Witterung kalt und feucht, ſo darf dieſes Waſchen nicht vorgenommen werden, ſondern einigemal mit Strohwiſchen gerieben werden und zwar ſo lange bis ein leichter Schweiß einzutreten anfängt, worauf ſogleich mit dem Reiben nachgelaffen, und das Thier mit warmen Decken belegt werden muß.

2. Alle zwei bis drei Stunden ſetze man ein Klyſtir, das in der Quantität jedesmal dem Grade der Schwäche angemessen iſt.

Im erſten Grad nehme man eine Abkochung von Leinſaamen und Kamillenblumen und ein Loth Salzfäure.

Im zweiten Grad eine Abkochung von Kamillenblumen, Koſtastanienrinde und Salzfäure, wenn noch Verſtopfung vorhanden iſt, widrigenfalls nehme man ſtatt der Säure Opiumtinktur u. ſ. w.

3. Vor an der Bruſt und zu beiden Seiten der Hinterschenkel werden, gleich bei dem Beginnen der Krankheit, Haarſeile, welche in Cantharidetinktur gebeizt worden ſind, geſetzt.

4. Zunge und Rachen reibe man fleißig mit Wein, etwas Salz und Honig aus.

5. Ist die Witterung warm, so bringe man die Thiere an die freie Luft, bewegt sie, nur ihrem krankhaften Instinkt sucht man in dieser Freiheit zu beschränken, damit sie sich nicht schaden, d. h. man gebe acht, damit sie nicht etwas fressen oder saufen, was ihnen schädlich sein könnte.

6. Der Stall worin die Kranken untergebracht werden, muß von gesunder Beschaffenheit sein und stets darin erhalten werden. So viel möglich sollen die im hohen Grad Kranken von denen erst von der Krankheit ergriffenen und diese von den ganz gesunden entfernt und abgesondert gehalten werden. Der Stall soll hell, hoch, lustig und warm, wenn die Witterung kalt ist, trocken und rein sein. Daher muß derselbe fleißig gemistet, durchräuchert und von allem Nachtheiligen gesäubert werden.

Zum Ausräuchern bedient man sich des Salzes (gemeines Kochsalz) in ein Glas gethan, worauf Vitriolöl geträpfelt wird. Zu viel darf man nicht darauf gießen, auch nicht zu lange damit anhalten, indem die absteigende Dämpfe in zu großer Menge den Lungen der Menschen und Thiere nachtheilig sind. Auch kann man Weinessig, Salmiak und Wasser durcheinander mischen und vermittelst eines Strohwisches den Stall damit durchsprizen, auch leistet das bloße Besprizen mit Wasser sehr gute Dienste.

41.

D i ä t.

Sobald die Seuche an einem Orte, ist und man bemerkt an seinen Thieren einen ungewöhnlichen Appetit so sei man auf dieselbe sehr aufmerksam; es ist diese ungewöhnliche Fressgierde der erste Verdacht, daß die Seuche

im Heranmarsche sein möge. Daher befriedige man diesen Appetit ja nicht, die Thiere überfressen sich und gehen dann bei dem Ausbruche der Krankheit um so leichter zu Grunde.

Auch schonen man die Thiere von dieser Zeit an sehr, damit sie ihre Muskelthätigkeit behalten; indem aller Beobachtung zur Folge, der Mangel von dieser der sicherste Geleithrief zum Tode ist. Alles übertriebene Vieh erkrankt zuerst und geht auch gewöhnlich verloren.

Das Seuchengift hat, wie wir oben gehört haben, von seiner Natur aus die Tendenz zuerst und vorzüglich den dritten und vierten Magen zu affiziren; dieser Reiz des Giftes erregt den krankhaften Appetit beim Viehe. Seine Affektion dient nicht zur Hebung der Magenthätigkeit, sondern zur Verminderung derselben, wie der Erfolg zeigt. Läßt man die Thiere nach Gelüsten fressen, so wird durch Ueberladung die Magenthätigkeit vermindert, somit das Uebel von dem Gifte erregt, vermehrt, die Krankheit verstärkt, ja der Magen selbst bei dem Gebrauch der besten und kräftigsten Mittel außer Stand gesetzt, gehörig regieren, indem er wegen Menge des angehäuften Futters nicht zusammengezogen werden kann.

Wie also die vermehrte Greflust bei dem Thiere sich zeigt, gibt man nur etwas wenigens sehr nahrhaftes, leicht verdauliches z. B. ein nahrhaftes Getränk mit Wachholderbeeren, Merrettig, Sauerampfer, Mettig, Kümmel und gewürzhafte Kräuter, Brod mit Bier, Wein, Brantwein, von welchen Dingen allen der Wanst nicht angefüllt, das Thier selbst aber doch Stärke und Lebhaftigkeit behält.

Sollte aber der Wanst der Thiere schon zu voll stecken, so eile man denselben nach ihrer Körper-Konstitution ein viertel bis ein halb oder drei viertel Pfund Doppelsalz in Wasser aufgelöst einzugeben, um die Eingeweide so schnell als möglich zu entleeren, ist das nun geschehen, so gebe man wieder stärkende Dinge. Zur Stärkung kann man dann einen überbrühten Senf reichen, mit Wachholderbeeren, ein Paar Hände voll Mehl, Hopfen, Wein, Weinhefen, Weinessig, Bier u. dgl. mehr.

Bei dem wirklichen Ausbruch der Krankheit gibt man bloß Tränke von übergebrühten Heublumen, aber nicht warm, sondern bloß lau überschlagen. Also nie eine feste Nahrung, weil diese und auch die zuvorgenommene nicht im Leibe verarbeitet werden kann, sondern nur zur Beschweriß in selbigem liegt, die nahrhaften Flüssigkeiten dringen die Futtermassen noch durch, die meisten aber gelangen durch die Schlundrinnen sogleich in den dritten und vierten Magen, incitiren noch und wirken so der Krankheit entgegen. Dieser Regel ist sonst häufig entgegen gearbeitet worden, und war zum Theil Ursache, daß so wenige Stücke gerettet wurden.

Bei der Wiedergenesung, wann die Krankheit nur leicht war, und dadurch also die Kräfte des Thiers nicht zu sehr geschwächt wurden, kann man allmählich, wenn die Fresslust normal und das Wiederkauen kräftig ist, feste Nahrung: als gutes Heu, in mäßigen Portionen reichen. War die Krankheit aber heftig und langwierig, die Kräfte des Thieres dadurch sehr erschöpft, die Muskelthätigkeit in höchst vermindertem Grade vorhanden, so sei man mit festen Nahrungsmitteln

vorsichtig, sie können gar leicht Unverdaulichkeit, Magenbeschwerden, oft gar Recidive verursachen, in diesem Fall soll man den Thieren nebst nahrhaften Getränken, geschrotene Gersten oder Hafermehl, in kleinen aber öfters wiederholten Gaben reichen.

§. 12.

Ob, wie und wodurch die Rindviehpest ansteckend sei.

Daß die Rindviehpest ansteckend sei, ist durch eine mehr denn tausendjährige Erfahrung bestätigt.

Weniger ausgemacht ist aber, wie und auf welchen Wegen die Ansteckung eigentlich geschehe. Richtig ist es, vergiftet sind alle Säfte des kranken thierischen Körpers; vergiftet die ausgeathmete Luft, vergiftet der Harn, vergiftet das Blut, vergiftet die Exkremente, vergiftet die Feuchtigkeit, Schleim aus den Augen, aus der Nase und dem Maule, vergiftet die Ausdünstung der Haut des ganzen Körpers; vergiftet also die Luft, die in einem bestimmten eingeschränkten Umkreis um das kranke Thier ist; vergiftet mit einem Worte alles, was nur inner etwas von dem Gedachten aufnimmt, von demselben beschmutzt und verunreiniget wird. Kommt nun ein gesundes Thier mit jenem erstgedachten auf irgend eine Weise in Berührung oder Annäherung, so kann es, wenn sonst nichts hindert, förmlich angesteckt, d. h. zu derselben Krankheit angefochten werden; so kann also das Futter, von welchem ein krankes Thier genossen hatte, die Streu auf welchem es stand oder lag, der Urin welches es ließ, der Schleim aus der Nase, die Hautausdünstung, welche sich an verschiedenen Dinge anhängt, die Krankheit auf gesunde Thiere übertragen: so können Personen, welche mit

Kranken umgingen, Wärter, Metzger, Viehhändler, Thierärzte, Pferde, Hunde, Katzen, Schafe, Schweine, Kaninchen, Ratten, Mäuse, Federvieh das Gift aufnehmen, weiter umhertragen und andere Gesunde damit anstecken. So können durchpassirende Fuhrwerke, Posten, Reisende welche aus der Gegend kommen, wo die Seuche herrscht, sie mittelbar in eine Gegend bringen: so kann sie durch Waaren welche man an einem Orte kauft, wo pestkrankes Vieh befindlich ist, durch Zusammensein mit solchen Personen an einem dritten Orte, die um krankes Vieh waren den Besitzern von gesundem Thieren mittheilen werden. Das kann im Wirthshaus und in der Kirche geschehen. Auch Abdecker, Gerber können die Seuche auf mancherlei Weise verbreiten. Stehen mehrere Thiere in einem Stalle, und es erkrankt eines: so ziehen die übrigen alle den giftigen Stoff beim Athemholen ein und stecken sich dadurch selber an. Sind nun sehr viele Kranke in einem Stalle: so muß natürlich die Stallluft mit Giftstoff ganz überladen werden und alles, was in demselben sich befindet, oder nur hineingeht, leicht reichlich mit demselben infectirt werden. Man kann sich hieraus den Begriff machen, wie es zugehe, daß eine solche Seuche sich so schnell verbreitet. Mit der Krankheit unbekannt läuft anfangs Alles in einen solchen Stall, beschaut und betastet die kranken Thiere, und ohne nur Böses zu ahnden; gehet man wieder in gesunde Ställe, und so trägt man auf diese Weise in einer viertel Stunde das Gift in zehn, zwanzig verschiedene von einander ganz entlegene Ställe. Dazu kommen noch die Hirten, Schmiede, Pfuscher und andere Quacksalber, die gewöhnlich zu dieser Krankheit gebraucht werden. Es begreifen und betasten diese gesundes und krankes Vieh,

fahren mit denselben beschmutzten besudelten Händen dem Gesunden in den Rachen, wo sie vorher dem Kranken damit zugefühl haben und impfen auf diese Weise die Krankheit auf eine künstliche Art ein, ohne daß bei jemanden im geringsten ein Verdacht darüber erwachte. Denken wir uns den Fall ein Paar Stücke werden eines Tages auf eine gute Weide getrieben; sie stallen und misten natürlich dahin, verlieren auch wohl von ihrem Geifer aus dem Maule, oder den Feuchtigkeiten aus den Augen und der Nase auf denselben, des andern Tages kommen hundert gesunde Stücke gleichfalls an diesen Ort, alle athmen von dem verstreuten Gifte ein und sind nach drei bis fünf Tagen alle mehr oder weniger krank.

Es ist ein Ansteckungsstoff und doch sind die dadurch erregten Krankheiten unter sich so ganz verschieden; dieses kommt von den verschiedenen Konstitutionen der Thiere, ihrer Anlage und den noch übrigen zu gleicher Zeit eingewirkten Schädlichkeiten her. Ich habe oben die Bemerkung schon angeschlossen, daß Mangel an Muskelthätigkeit die Bösartigkeit der Krankheit sehr befördert; dann haben Klima, Jahreszeit, Lage der Orter, Race der Thiere, Wartung, Pflege, Aufenthalt u. s. w. einen gewaltigen Einfluß auf die eigene Beschaffenheit derselben, in Hinsicht der Gesundheit, Konstitution, Anlage u. s. w.

§. 13.

B e r h ü t u n g.

Die Viehpest entsteht einmal durch alle Schädlichkeiten, welche oben §. 5. angeführt sind. Verhütet wird also dieselbe, wenn man nach Möglichkeit alle jene Schädlichkeiten mit seinem Rindvieh vermeidet.

Ferner entsteht die Viehpest durch Ansteckung; man vermeidet sie also zweitens: wenn man mit allem Fleiße beflissen ist, daß sein Rindvieh mit nichts in Berührung komme, an dem der Peststoff haften könnte, d. h. mit einem Wort, wenn man zur Zeit der Seuche sein Vieh einsperret oder mit demselben in einen entfernten Wald flüchtet, wo niemand ausdem angesteckten Orte zum Vieh kommen darf, wer diese Regel befolgt der wird sein Vieh gesund erhalten.

Eine gleiche Maxime soll man mit dem verdächtigen oder wirklich kranken Viehe befolgen, um die Verbreitung der Seuche zu verhüten; d. h. merkt ein Vieheigenthümer, daß Spuren der Seuche an seinem Viehe vorhanden sind: so schließe er entweder dasselbe ein, oder flieht mit ihm in einen nah gelegenem Wald, wo er sich mit demselben so lange in einer Strohhütte aufhält, bis gar keine Gefahr weder in Hinsicht seiner noch seines Viehes obwaltet. Wer dieses Verfahren ausübt, der zeigt, daß er wahrhaft von Liebe und Schonung gegen das gemeine Wesen beseelt sei, und verdient in aller Hinsicht eine Bürgerkrone. Man hat aber bis jetzt das grade entgegengesetzte Verfahren in Ausübung gebracht gesehen. Man stahl sich unter einem Verdachte entweder allein, oder mit seinem verdächtigen Viehe in sein Dorf oder seine Stadt ein, und war gewissenlos genug, auf diese Weise den ersten Funken zu einem verheerenden Brande auszustreuen.

Recht gut wäre es, wenn in jedem Dorf oder Weiler auf gemeine Kosten ein fliegender Stall angeschafft würde, der auf jeden Unglücksfall fern von dem Orte sogleich von jedem Einwohner benutzt werden könnte. Weit getriebenes abgemattetes Vieh ist immer verdächtig; dieses müßte jedesmal mit samt dem Treiber oder Hüter

in einen solchen Stall untergebracht werden, und wenn er das Vieh weiter treibt, so sollte man es nicht durch das Ort, sondern am Dorfe vorbeitreiben, bleibt aber dieses Vieh in dem Orte, so sollte es vor vierzehn Tage nicht aus diesem Stall entlassen werden. Alles aber, was zur Nahrung daselbst nothwendig ist, würde auf eine gewisse Strecke beigetragen, von den Eingeschlossenen dann abgeholt und in den Stall selbst gebracht. Niemand von Auswärtigen dürfte während dieser Frist hineinkommen, wosfern er sich nicht selbst mit einsperren wollte.

Wollte aber jemand Verdächtiges in seinem Ort oder Heimat, ohne Gefahr mit dahin zu bringen, zurückkehren, so müßte er sich von einem Dritten an einem bestimmten Orte frische Kleider bringen lassen, er selbst ginge aber nicht eher zu jenem hin, als bis er seine alten Kleider abgelegt und seinen Körper ganz und gar in einem Flusse oder Bade abgewaschen hat; die alten Kleider müßten aber nach dem Ablegen soaleich in einer heißen Lauge mit der möglichsten Vorsicht gereinigt werden.

P o l i z e i a n s t a l t e n.

I. Wenn sich die Pest auf dreißig bis fünfzehn Stunden genähert hat.

a) Vorsichtsmaßregeln jedes Gemeindegensossen.

1. Er kauft und tauscht kein Rindvieh auf Viehmärkten oder von Viehhändlern, Metzgern und Juden, krankes Vieh kaufen ist Verbrechen.

2. Neu angekauftes Rindvieh aus andern Gemeinden zeigt er der Obrigkeit an, und stellt es, um zu sehen ob jedes gesund ist, zehn Tage lange auf, ehe er es zum andern Vieh und zur Herde bringt.

3. Fremdes Vieh läßt er nicht zu dem Seinigen kommen, und nimmt es auch nicht in seine Ställe und Weiden auf.

b) Vorsichtsmaßregeln jeder Gemeinde.

4. Jede Gemeinde (Stadt, Flecken oder Dorf) verfertiget genaue Listen von allem ihr zugehörigen Rindviehe; sie bemerkt bei jedem Stücke seinen Werth; und alles hinzu oder abkommende Vieh wird zu- oder abgeschrieben.

5. Sie befiehlt den Rindviehhirten, die genaueste Aufsicht auf die Herde zu halten und krankes Vieh davon abzusondern und anzuzeigen.

6. Sie Verbieten den Hirten: fremdes oder neu angekauftes Vieh nicht früher, als bis es zehn Tage aufgestellt und gesund befunden worden, zu den Herden kommen zu lassen.

II. Wenn die Pest auf fünfzehn bis fünf Stunden nahe gekommen ist.

a) Vorsichtsmaßregel jedes Gemeindegensossen.

7. Von Viehhändlern und auf Viehmärkten kauft man kein Rindvieh und wenn man es auch für den halben Preis bekommen könnte.

Wohlfeilheit macht verdächtig und muß jeden abschrecken.

8. Wer aus einer benachbarten und angesteckten Stadt Rindvieh kaufen will, der erforsche vorher: ob der Verkäufer das zu verkaufende Stück schon eine geraume Zeit besessen habe, und ob demselben und seiner Gemeinde kein Vieh umgestanden sei.

9. Wer aus einer andern Gemeinde Rindvieh gekauft hat, der stelle das gekaufte Stück allein und behalte all sein Rindvieh zehn Tage davon entfernt.

10. Herden zu welchen mehrere Gemeinden oder einzelne liegende Höfe ihr Vieh treiben, läßt er sein Rindvieh nicht hingehen.

11. Rindvieh das nicht zur Gemeinde gehört und fremde Menschen, besonders Viehhändler, Viehärzte, Kurschmiede, Metzger und Juden lasse man nicht zu seinem Rindviehe, in seine Ställe und Weiden kommen.

12. Man gebe sparsam mit dem Futter um und suche sich auf den Fall der Noth eine Vorrath von Futter zu sammeln.

b) Vorsichtigkeitsmaßregel jeder Gemeinde.

13. Jede Gemeinde bittet die Obrigkeit um Einschränkung des Viehhandels, und um Theilung der zwischen mehreren Gemeinden gemeinschaftlichen Hüten und Weiden.

14. Die Grenzen und Hüten, Weiden und Triften durch einen leeren Raum von den darangelegenen getrennt und durch Gräben bezeichnet werden.

15. Sie hat Listen von allem zu einer Herde gehörigen Rindviehe.

16. Sie setzt verständige Männer nicht Knaben zu Hirten an, und gebietet ihnen: krankes Vieh von der Herde gleich abzusondern.

17. Sie verbietet den Hirten: Vieh das nicht auf der Liste steht, und solches derjenigen, die neues Vieh gekauft und es noch nicht zehn Tage lang aufgestallt haben, zu den Herden kommen zu lassen.

18. Sie läßt an jedem Tage durch einen Gemeindsgenossen die Herden, Hüten und Weiden besichtigen und untersuchen.

19. Jede Gemeinde sucht ihr Vieh abgesondert und allein zu erhalten.

III. Wenn die Pest nur fünf oder wenige Stunden entfernt ist.

a) Vorsichtsmaßregel jedes Gemeindegensossen.

20. Jeder rechtschaffene Genosß einer Gemeinde kauft und verkauft kein Rindvieh (Kuhkälber zieht er zur Zucht auf.)

21. Ist es möglich so stallt er all sein Rindvieh auf.

22. Kann er unmöglich all sein Rindvieh aufstallen, so stallt er doch die Hälfte auf und vorzüglich die trächtigen Kühe.

23. Er treibt sein Vieh nur zu einer einzigen Herde.

24. Das ausgetriebene Vieh läßt er nicht zum aufgestallten kommen.

25. Er läßt sein Rindvieh nicht einzeln oder heimlich hüten.

26. Fremdes Vieh und andere Thiere, fremde Menschen (besonders Viehhändler, Schlächter, Pflugscher, Quacksalber und Juden) und Sachen, die leicht vergiftet sein können (rohe Rindshäute, Heu, Futter, Stroh, Wolle, Lumpen aus andern Gemeinden) lasse er weder zu seinem Rindviehe, noch in sein Haus, in seine Ställe und seine Weiden kommen.

27. Er läßt sein Rindvieh und eine andere Thiere an keinen angesteckten Ort und zu keinem kranken Rindviehe.

28. Er hält die genaueste Aufsicht auf sein Rindvieh und fängt ein Stück an zu Husten oder scheint es nicht recht munter zu sein, so sondert er es augenblicklich von dem gesunden ab, zeige es gleich der Obrigkeit an, und behält sein Vieh auf seinem Stalle.

29. Und einer hält den andern zur Erfüllung seiner Pflichten an.

b) Vorsichtsmaßregeln jeder Gemeinde.

30. Sie ermahnt zur größten Vorsichtigkeit und geht mit obrigkeitlicher Erlaubniß mit allen ihren Gemeindsgenossen den Vertrag ein: kein Rindvieh zu kaufen und zu verkaufen.

31. Rindvieh das nicht zur Gemeinde gehört, indem es durch Seuchen leicht vergiftet sein könne, nicht durch den Ort zu lassen, und auch nicht in Ställe Weiden aufzunehmen und zu beherbergen.

32. Sie hält die Listen (im Artikel 4 und 5) in der genauesten Ordnung.

33. Sie ermahnt zum Aufstallen alles oder des meisten Viehs.

34. Sie läßt ringsherum mehrere Gemeindsgenossen den ganzen Tag, Wache bei einer Herde halten, die mit dem Hirten darauf zu sehen haben, daß kein fremdes oder unaufgeschriebenes Vieh zur Herde kommt, daß die Herde die bezeichneten Grenzen nicht überschreite; daß krankes oder hustendes Vieh augenblicklich von der Herde abgesondert werde.

34. Sie verbietet, mit einzelnen Stücken oder heimlich zu hüten.

36. Sie verbieten: von dem Hofe wo Rindvieh krank oder gestorben ist, Vieh aus oder zur Herde zu treiben.

37. Und sollte in einer benachbarten Gemeinde die Pest ausgebrochen sein, so verbietet sie das Austreiben des Rindviehs und der Herden, und bewacht und sperrt ihre Grenzen, alle Wege und Stege.

IV. Verhütung der Verbreitung der Rindviehpest.

Wenn in einer Gemeinde ein Stück Vieh an der Pest krank geworden ist, so sollte man um die weitere Verbreitung zu verhüten in der Gemeinde und im Lande folgendes thun:

38. Das, nach der Aussage des Aufsehers Pestfranke Thier wird an einem abgelegenen Ort getödet, und mit Haut und Haar acht Fuß tief verscharrt.

39. Auch das mit demselben während seiner Krankheit in Gemeinschaft gewesene Rindvieh, wenn es nicht mehr als zehn Stücke sind, wird getödet. Sind

40. es aber mehr als zehn Stücke: so werden sie nicht getödet, sondern in Haufen von zehn Stücken vertheilt und aufs genaueste von allem andern Rindvieh in besondere Ställe abgefondert und auf das sorgfältigste bewacht. Und bricht die Pest unter einen ganzen Haufen aus so wird der ganze Haufen (wie Artikel 38) getödet.

Durch das Todschlagen einiger franken oder angefecten Thiere werden sehr viele Thiere von der Pest und dem Tode gerettet.

Bei der 1775 bis 1777 im Fürstenthum Minden herrschenden Pest starben in Gemeinden von 2934 Stücken 1827 an der Pest. — Dagegen wurden in zehn Gemeinden (Häberstadt, Beltheim, Wulferdingsem, Südhemmern, Nordhemmern, Maslingen, Kütenhausen, Mettelstadt, Webestemmen) durch das Todschlagen von 48 Stücken 3303 von der Pest und dem Tode gerettet; so gibt es noch eine Menge Beispiele.

Das Todschlagen der ersten franken Thiere ist das beste und sicherste Mittel, der beginnenden Rindviehpest ein Ende zu machen.

42. Niemand kauft und verkauft Rindvieh. Das Verkaufen ist Verbrechen.

43. Die Grenzen der Gemeinden und alle Wege und Stege werden bewacht und gesperrt, und weder Menschen noch Thiere dürfen sich aus dem Ort entfernen.

44. Alles Austreiben des Rindviehs zum Hüten ist verboten.

45. Jeder Gemeindegensosse stellt sein gesundes Rindvieh in unangesteckte Ställe auf, und zwar so lange, bis man seit 40 Tagen nichts mehr von der Pest verspürt.

46. In Ställe oder auf Weiden, wo krankes Vieh war und deshalb ansteckend sind, darf in den ersten 40 Tagen kein gesundes Rindvieh kommen.

47. Der angesteckte Stall und alle seine Geräthchaften werden durchgelüftet, gewaschen und auf das Vollkommenste gereinigt.

48. Heu, Futter, Stroh, das bei oder über dem Kranken Thiere war, wird verbrannt, und der Mist tief verscharrt.

49. Menschen die mit kranken Thieren umgingen, dürfen weder zu den gesunden kommen oder gelassen werden ehe sie sich zuvor auf das genaueste gereinigt und unangesteckte Kleider angezogen haben. Endlich

50. Haus, Weiler, Dorf werden selbst nach verschwundener Pest noch zwanzig Tage bewacht.

§. 14.

Präservirung.

Ein eigentliches Präservativmittel d. h. ein solches, das macht, daß ein Thier nicht kann angesteckt werden, wenn es mit dem dem Giftstoffe in Berührung komme, gibt es bis jetzt noch nicht; wer an ein solches glaubt, glaubt dies zu seinem Unglücke, indem er dadurch jedem Betrüge bloßgestellt ist. Abee zu machen, daß ein Thier

wenn es wirklich angesteckt wird, die Seuche leichter und mit geringerer Gefahr überstehe, ist wohl eher möglich, und braucht folgende Maßregeln.

Oben ist schon bemerkt, daß Thieren welchen die gesunde Muskelthätigkeit gebricht d. h. welche abgetrieben und ermattet sind, am leichtesten und gewöhnlichsten der Seuche unterliegen. Will man daher diesen übeln Erfolg nicht: so muß man eifrig bedacht sein, daß das Rindvieh bei vollen Kräften, vorzüglich der Muskeln bleiben und erhalten werde. Fetttes Vieh unterliegt gern, weil ihm das gesagte gebricht; es ist, laut der Erfahrung, faul, träg, zum Fortgehen, Bewegen, Ziehen und Arbeiten wenig zu brauchen, eben darum wird es von der Krankheit so leicht niedergedrückt. Das Gift hat das Eigene, daß es die Muskeln gleich im Anfange heftig angreift; daher die Traurigkeit, Mattigkeit, Zerschlagenheit; man kann ein angestecktes Thier auch mit Schlägen nicht mehr fortbringen, es ist, als wären ihm auf einmal die Beine gelähmt. Ist nun diese Muskelthätigkeit im üblen Zustande, so muß sie natürlich leicht und schnell dem Giftanfall unterliegen. Ist die Muskelthätigkeit aber energisch, kraftvoll, dann leistet sie gehörigen Widerstand, dauert die Anfälle des Gifts aus und besteht zuletzt öfters auf dem Kampfplatze als Sieger.

Man thut also alles um sein Rindvieh stets bei vollen Muskelkräften zu erhalten. Zu dem Ende striegle undbürste man sie fleißig, gönne ihnen den Genuß der reinen Luft, sperre sie nicht stets in einen düstern Stall ein, erlaube ihnen Bewegung, bade sie mitunter auch in fließenden Bächen, gebe ihnen kraftige Nahrung, mit unter etwas Saures, als Salz, saure Apfel oder Birnen, Sauerkraut mit etwas Gewürzhaftem gemischt,

gebrauche sie so viel möglich zu Arbeiten, zum Ziehen am Wagen, am Pfluge, in dem Maße, daß die Muskelthätigkeit zwar geübt, aber ja nicht ermüdet oder gar unterdrückt wird.

Daher mag es kommen, daß Vieh bei dem Weidgange ehr und leichter durchkömmt, als jenes das stets im Stalle gehalten wurde; daher mag es kommen, daß in Thälern wo schweres Vieh ist, die Seuche ärger, auf Anhöhen wo mehr Muskelthätigkeit zu Hause ist, weniger heftig wüthete.

Daher ist zuweilen ein Glas Bier oder Wein dem Thier gegeben, ein so herrlich belebendes Mittel zur Hebung und Stärkung der Muskelthätigkeit, wie man genugsam erfährt, wenn man mit Pferden oder Rindvieh auf dem Marsche ist.

Eine andere Maßregel zur Präservirung, d. h. leichten Ueberstehung der Seuche ist diese: man Sorge daß die Se- und Excretionen der Thiere samt und sonders in ihrem thätigen regelmässigen Gang erhalten werden.

Die Erfahrung lehrt, daß, wo die reinigenden Organe bei den Thieren nicht gehörig wirken, eines und das andere gar unthätig ist, die Krankheit allemal mit großer Gefahr verbunden sei; im Gegentheile um so gefahrloser verlaufe, um so früher Hoffnung zum glücklichen Ausgang sich schöpfen lasse, wenn die Se- und Excretionen in ihrem regelmässigen, thätigen Gang bestehen. Baldige Hebung der Verstopfung, vieles und fortdauerndes Uriniren während des Verlaufs, baldiger Ausbruch des Schweißes auf der Haut, baldiger und starker Speichelausfluß aus dem Maule, sind alles gute Zeichen, um Hoffnung zur Besserung zu schöpfen,

Gewiß ist es, daß alle Säfte im thierischen Körper nach der geschehenen Ansteckung giftig werden, denn ein Atom von Gift vervielfältigt sich tausend und millionenfach, und wirkt dann nothwendig zerstörend, wofern die gehörige Muskelthätigkeit nicht im Kampfe besteht und die reinigenden Organe nicht thätig genug sind, alles erzeugte Gift wieder aus dem Körper auszuscheiden, um die normale Saftmischung wieder dadurch möglich werden zu lassen.

Furcht und Schrecken lähmt gleichsam die reinigenden Organe, eben darum ist Furcht und Schrecken bei dieser Seuche, das erste Beförderungsmittel zum Tode; Muth und Vertrauen, Bewegung in freier Luft, mäßiger Genuß von geistigen Getränken, waren von jeher die besten Präservative gegen die Pest, aus keinem anderen Grunde, als weil bei jenen Einflüssen die reinigenden Organe in ihrer gehörigen Thätigkeit bestanden: d. h. unter jenen Einflüssen wurde das Pestgift schnell wieder durch die reinigenden Organe aus dem Körper ausgeschieden und der Mensch blieb unangesteckt.

Bei den Thieren kann und muß ein gleiches sich ereignen, wenn manche Thiere mitten unter der Kranken unangesteckt davon kommen. Bei den Thieren erhält man die reinigenden Organe in normaler Thätigkeit: durch Bewegung in freier Luft; bei dieser erfolgt Haut- und Lungenausdünstung, und am Ende, wo Ruhe eintritt urinirt das Thier auch; durch vieles gutes Tränken von reinem weichen Wasser, da und dort mäßig säuerlicht gemacht; dieses befördert die Verdauung, also den Mistabgang, das Uriniren und die Hautausdünstung; hebt vorzuglich die Stockungen im Milz und Leber, und gibt der Galle einen der wesentlichsten Bestandtheile zur gesunden Mischung: durch

Reiben, Bürsten, Striegeln, Schwemmen in reinem fließenden Wasser; durch mäßige gute und leichte verdauliche Nahrung, als reines gutes Futter, trockenes mit grünen vermischt, gutes Tränken mit Wachholderbeeren, Weinessig und etwas Mineralsäure, mit eingefalzenem Kraut, mit Merrettig, Brodschnitten, mit Bier oder Wein u. dgl. wird allemal die Hautausdünstung, das Uriniren und der Mistabgang erleichtert.

E r s t e r N a c h t r a g .

Was von dem Todschlagen der angesteckten Thiere zu halten sei.

§. 1.

Ehe ich hierüber meine Meinung darlege, werde ich zuerst andere einsichtsvolle Männer reden lassen.

Mezler sagt: sobald einmal unwidersprechlich dargethan ist, so daß die herrschende Krankheit des Rindviehs die wahre Rindviehpest ist, so glaube ich, wird nun jedermann überzeugt sein, daß man sich auf nichts, leider — auf nichts anders verlassen kann, als:

a) auf die strengste Verwahrung vor der Ansteckung durch allgemeine Landespolizeianstalten und durch Privatfleiß jedes Eigenthümers. Wenn nun endlich trotz dieser Anstalten die Pest dennoch durchdringt

b) auf das Töden der ersten Thiere sobald sie sichtlich bestimmte Zeichen der Ansteckung haben.

Gründe. Der Eigenthümer verwahrt dadurch sein übriges Vieh gegen die Ansteckung — indem sein Stall nicht ganz vergiftet wird; verschafft sich dadurch einen Nutzen indem er das Fleisch von dem getödteten Thiere einsalzt, räuchert und mit den Seinigen verspeißet, und rettet endlich dadurch seine übrigen Nachbarn von einem großen Uebel.

Wo diese Maßregeln beobachtet wurden, blieben auch laut aller Erfahrung die Dörter von der weitem Ansteckung befreit.

§. 2.

Dr. Stoll ist zwar auch für das Todschiagen, indem er sagt (pag. 15): Es sollte ein allgemein geltender Grundsatz sein, daß wenn in einzelnen Orten oder in der Nähe wo die Rindviehpest herrscht, Krankheiten unter einzelnen Häuptern ausbrechen, und wo die Zufälle noch zweifelhaft sind, ob eine sporadische Krankheit oder die Viehpest auf dem Wege sei, um der allgemeinen Sicherheit willen das Absondern oder Todschiagen solcher kranken Stücke sogleich vorgenommen werden soll. Allein pag. 75. beschränkt er seine Meinung indem er sagt: es wäre grausam alle kranke Häupter todt zu schlagen, da doch manche gerettet werden könnten. Dann bliebe den Ärzten auch kein Weg übrig, mit Arzneimitteln Versuche zu machen, und durch diese zur näheren Kenntniß der Viehpest selbst zu gelangen, und manchen Gewinnst für die Arzneiwissenschaft überhaupt ziehen zu können. Er hält denn noch für das rathsamste, die erst erkrankten Thiere sogleich abzusondern und Thier-spitäler zu errichten, darin sie von einem verständigen Arzt zweckmäßig verpflegt werden könnten. Ich finde Dr. Stolls Meinung sehr vernünftig und zweckmäßig. Man wendet aber ein, auf solche Art würde das Miasma

nicht sogleich in der Geburt erstickt, die Gefahr für weitere Ansteckung nicht gänzlich beseitigt. Wahr ist: Allein man kann durch Vorsicht und Klugheit die noch obschwebende Gefahr doch auch beschränken.

§. 3.

Eine andere Frage entsteht nun; Wird der Landmann sich so unbedingt zum Todtschlagen verstehen, oder auch nur zwingen lassen? — In mehreren Ländern war das Todtschlagen als gesetzlich angeordnet, allein der Bauer verstand sich um alles nicht dazu; ja er schrieb so etwas für das grausamste Verfahren von der Obrigkeit aus. Wenn freilich die Menschen schon einmal im Leben die traurigen Folgen erlebt hätten, die aus Nichtbefolgung der Obrigkeitlichenverordnungen entstehen, dann würden sie freilich williger sein. Man sieht hieraus, daß die Obrigkeit noch auf eine andere Art einlenken müsse, wenn sie zur sicheren Erreichung ihres Zweckes vorschreiten wollte. Und welches wären diese?

§. 4.

Die erkrankten Thiere müßten aus der Gemeindefasse oder durch Umlage auf die gesund gebliebenen gekauft und bezahlt werden; dann wird es wohl leichter mit der Befolgung der gesetzlichen Anordnungen des Todtschlagens gehen. Und dies wäre sehr billig weil alle dadurch gewinnen.

§. 5.

Stoll sagt im übrigen sehr weislich: nur wenn offener Nutzen davon zu erwarten war, habe ich krankes Vieh tödten lassen. Ich sah weniger Nachtheil davon, als von dem regellosen Morden, das in einigen Gegenden Deutschlands, wo der Viehstand das einzige

wahre Vermögen, der Einwohner ausmacht, ohne Affekuranz zur Tagesordnung ward.

Anmerkung. Im Württembergischen sind im Jahre 1796 da noch nicht ganz der vierte Theil des Viehstandes angesteckt war, von 72,676 Stücken 16,677 todtgeschlagen worden und 9618 sind an der Pest gefallen.

Freilich die todtgeschlagenen können nicht an der Pest sterben.

Die königlich preussische Instruktion, wie bei dem Viehsterben verfahren werden sollte, sagt: durch das Todtschlagen soll dem Umgriffe der Pest gesteuert werden. Aber dieses setzt gewisse Bedingnisse voraus, unter denen das gedachte gewaltsame Mittel nur von Nutzen sein kann. In Kriegszeiten ist es z. B. wegen den Durchmärschen der Truppen und der zu leistenden Fuhrren und Worspann, schwer zu bestimmen, wo die Ansteckungsquelle begrenzt ist; auch die Erfahrung hat es gelehrt, daß man bei Allgemeinheit des Uebels noch weniger Nutzen vom Todtschlagen als von der Einimpfung erwarten dürfen. Wenn endlich zur Zeit einer ausgebrochenen Epizotie die Sperre und andere Polizeianstalten nicht sorgfältig vollzogen werden, so ist des Todtschlagen unzweckmäßig, schädlich und grausam. Dieses gilt auch, wenn die Natur der Epizootie noch zweifelhaft ist.

Es fehlt nicht an Erfahrung, fährt Stoll zu sagen fort, daß in S*** vieles Vieh, welches an einer zwischenlaufenden Krankheit litt, mit dem verpesteten gemeinschaftlich todtgeschlagen wurde.

In einem angenommenen Raume (dieser Raum heiße ein Stall, eine Straße, eine Stadt, ein Weidbezirk

oder eine ganze Gegend) worin die Viehpest wüthet, müssen die von dem Mittelpunkt, d. h. da wo die Ansteckungsquelle fixirt ist, entferntesten Kranken und dieses zunächst stehenden Gesunden getödtet werden. Was wird aber durch das Todtschlagen der frankten Thiere in dem angesteckten Raume bewirkt? —

§. 6.

Nach allem Gesagten ist es nicht klug gethan, jedes erkrankende Vieh sogleich ohne Unterschied zu tödten. Erst soll man Versuche anstellen, ob es auch die Pest wirklich sei, und dies geschieht am besten durch die Mittheilung des Rokes, des Geifers aus dem Maule, oder der flüssig ruhrartigen Excremente von einem schwer frankten Ochsen, indem man sie auf eine in die Haut des Rückgrads gemachte Wunde eines gesunden Thieres bringt, wo es in fünf bis sieben Tagen sich zeigen wird.

Dr. Bates rieth im Jahr 1719 seiner Regierung, daß sie zuerst alles Vieh der angegriffenen Ställe aufkaufen, und dann tödten lassen solle. Dieser Rath möchte allerdings dazu dienen, um den Landmann geneigter zu machen, sein franktes Vieh anzugeben und dann tödten zu lassen.

Z w e i t e r N a c h t r a g.

Ob die Häute der an der Pest verstorbenen Thiere angesteckend sind?

§. 1.

Im allgemeinen möchte wohl niemand daran zweifeln, denn es ließe sich wohl denken, daß in den Haaren

der Verstorbenen Thiere Krankheitsgift noch verborgen liegen kann. Daher waren die Verordnungen der Polizeibeamten in Betreff dieses Punkts sehr verschieden, bald hieß, man solle die Häute abziehen vierzehn Tage verwalken und dann weiter benutzen; bald solle man ohne Ausnahme die verstorbenen Thiere mit Haut und Haare sieben bis acht Schube tief vergraben.

§. 2.

Meine Meinung ist diese: kann durch das Tödten der zuerst angesteckten Stücke die Seuche von einem Orte abgewendet werden, so verscharre man sie mit den Häuten, der Schade ist nicht groß. Ist aber die Seuche schon einmal allgemein geworden, dann lasse man aus cameralistischen Gründen, die Häute sogleich einäschern und in die Höhe der Scheunen oder auf hohe luftige Orte bringen, und mit Kalk, Gyps oder Schwefeldampf austräuchern.

Stoll sagt: man hat bei uns von den benutzten Häuten und von dem Tälge nicht den mindesten Schaden wahrgenommen.

Der Marquis von Courludron stand schon vor längerer Zeit in der Meinung, daß die Häute nicht anstecken möchten.

Dr. Camper stellte daher Versuche an, was an der Sache wahr sein möge.

Er sagt: ich habe auf dem Plage des Herrn Warmold 1769 zwei jährige Kälber in einer Strohhütte dicht neben einander gestellt, und dabei eine Haut von einer an dieser Krankheit gestorbenen Kuh auflegen lassen; acht Tage darnach noch eine zweite, die ich abwaschen und ihnen das blutige Wasser davon trinken ließ; aber sie sind nicht davon angesteckt worden. Den

7. April impfte ich das eine mit Zeug aus der Nase, das andere mit Zeug aus den Augen von derselben gebesserten Kuh; aber dieser Zeug wirkte nicht, entweder daß er zu alt, verdorben oder unbrauchbar geworden, sie wurden daher nicht krank; die Probe mit den Häuten schien zweifelhaft. Ich impfte sie aufs neue ein, in dem Stall unserer Gröninger-Societät den 28. April, mit Zeug aus der Nase (genommen den 14. April) auf der Schulter oder dem Schuft, und hinten auf den Wollen; dennoch wurden sie nicht krank, weil er wahrscheinlich auch verdorben und verschlimmert war, indem er naß in einem zugemachten Fläschgen verwahrt gewesen; jedoch faßten sie die Ansteckung durch andere, die in diesem Stalle mit eingeimpft waren, wovon sie so heftig krank wurden; daß eines davon den 16. Mai starb; zum Beweis daß sie faßbar genug gewesen und auch durch die Häute hätten können angesteckt werden, wenn es wahr wäre, daß Häute mit Gewißheit allezeit Ansteckung bewirken. Doch diese Versuche, setzt er hinzu, sind noch nicht überweisend genug, sondern verdienen nur in acht genommen und wiederholt zu werden.

Doch meint er, müsse die Einfuhr der Häute aus weiser Vorsicht von den Regierungen verboten werden.

Man erzählt aber allgemein, daß das davon bereitete Leder äußerst schlecht geworden sei. Hätte dieses Grund, dann müßten die Regierungen besondere Maßregeln ergreifen, um die Lohgerber in dem Verkaufe zu beschränken.

D r i t t e r N a c h t r a g .

Welchen Einfluß hat die Rindviehpest auf Menschen und andere Thiere.

§. 1.

Man nennt diese Seuche die Rindviehpest, damit zu bezeichnen, daß nur das Rindvieh von selbiger befallen werde. Ob diese Seuche oder vielmehr das Ansteckungsgift auf irgend eine Art einen schädlichen Einfluß auf andere Thiere, und besonders auf den Menschen gehabt habe? das ist noch ein Punkt, der der größten Aufmerksamkeit würdig ist. Denn durch die Ausmittlung dessen kann vielem vorgebeugt werden.

§. 2.

Der berühmte Professor Moscati äußert sich in seinen Betrachtungen über die Hornviehseuche in Betreff des berührten Punktes also:

Man hat die Beobachtung gemacht, daß unter den ansteckenden Krankheiten keine von einer Thiergattung zur anderen gehen, als jene, welche einen pestbeulenartigen Ausschlag hervorbringen, und daß das Essen des Fleisches von Thieren, welche an dieser Krankheit verstorben sind, auch ähnliche Krankheiten bei den Menschen erzeuge. In andern Viehseuchen ohne Beulenausbruch, wenn sie schon auch bössartig sind, wird dieses nicht von Aerzten dafür gehalten.

An einer andern Stelle fährt Moscati fort zu sagen: daß es ein gewagter und unvernünftiger Versuch sei, Fleisch von einem vierfüßigen Thiere oder auch von Federvieh zu essen, wenn es wirklich mit einer feberischen Ausschlagkrankheit, was es auch für eine sein mag, befallen ist, und daß man der Beispiele sehr viele

habe, wo von dem Gebrauche solchen Fleisches Schaden für das Menschengeschlecht gestiftet worden ist. Die Sache verhält sich anders, wenn vom Fleische die Rede ist, wo Thiere blos mit einer fieberhaften Krankheit, sie mag faulend oder ansteckend sein, behaftet waren, bei welcher sich keine brandige Baulen auf der Haut, keine Geschwüre von böser Art oder irgend eine andere schlimme Auffressung der festen Theile befindet. Es muß daher die allgemeine Uebereinstimmung der Sanitäts-Collegien, welche den Genuß solchen Fleisches immer verboten haben, von großem Gewichte sein.

Ferner sagt er die, Absonderung der Milch wird während dem Fieber bei der Seuche nicht unterdrückt, sondern sie dauert mehrmal fort bis zu den letzten Perioden des Lebens. Die Milch nimmt fast bis auf die letzte keine schädliche Eigenschaften an, wenn die Kuh dem Tode ganz nahe ist, wird sie gelblicht, flüssiger und eines eckelhaften, etwas laugenhaften Geschmacks. Die Verhältnisse zwischen Molken und Rahm sind nicht die nämlichen bei gesunden und kranken Kühen. Bei allem dem ist gewiß, daß man bei den schrecklichsten Viehseuchen, welche mehrmal in diesem Jahrhunderte Italien verwüsteten, nicht liest: daß Milch oder Käse einigen Schaden einmal angerichtet haben, welches bei dem zu solchen Zeiten häufig davon gemachten Gebrauche nicht hatte verborgen bleiben können.

§. 3.

Nach den Aeußerungen des Hrn. Moscati hat also der Uebergang des Seuchengifte auf irgend ein anderes Geschöpf als des Hornviehs nicht statt.

§. 4.

Der Oekonom Hr. Slevogt, berichtet in einem Aufsatz des fränkischen Merkurs mit diesen Worten: vom

Kloster Eberach will man wissen, daß man schon einen traurigen Uebergang dieser Seuche zu dem Menschen bemerkt. Er erklärt aber mit Recht die ruhrartigen Anfälle bei dem Menschen aus den nämlichen schädlichen Einflüssen, die auch auf das Vieh gewirkt hatten und läugnet sohin die Angabe, als finde eine Ansteckung statt.

Warnungen, kein von der Seuche angestecktes Fleisch zu essen, kommen häufig in Schriften vor. So wie sich die Menschen auch insgemein sehr vorsichtig hüteten, nur irgend etwas zu essen, was allenfalls von dem Seuchengifte etwas erhalten haben mochte. Man verabschenete lange Zeit alles Rindfleisch, alles Wildpret, Vögel und Fische in den Flüssen — allein ob nun bei all dieser Aufmerksamkeit und Vorsicht der Menschen, gar kein übler Einfluß stattgefunden habe? Darüber habe ich nirgends einen Buchstaben lesen können. Der Schluß den nun Gelehrte machen, ist: Es findet kein schädlicher Einfluß auf die Menschen statt. Wollte man aber hierauch noch weitere Schlüsse ziehen, z. B. also sind auch keine Vergehungen gegen die Vorsichtsmaßregeln gemacht worden; so würde man sich wahrlich sehr irren. Es ist bekannt, daß auf eine betrügerische Weise krankes Vieh für gesund ist verkauft worden, noch mehr, daß man häufig jene Fische gegessen habe, die in Flüssen von todttem Vieh sich genährt haben: Allein, daß es ohne Eckel verspeißt worden ist, so hörte man auch nicht von einem schädlichen Einflusse etwas erzählen.

Hat aber nie auf eine unmittelbare Art ein schädlicher Einfluß auf andere Thiere und den Menschen stattgefunden?

§. 5.

Mein würdiger und nun verstorbener Lehrer Herr Dr. und Prof. Laubender beantwortet diese Frage wie folgt:

Aus bloßen Vernunftseinsichten die Sache anzusehen, so leuchtet wohl keine Unmöglichkeit ein, daß nicht auch das Seuchengift auf eine nachtheilige Art influiren könne. Denn eine Schädlichkeit bleibt immer eine Schädlichkeit zwar nicht absolut, doch relativ d. h. wenn ihre Gewalt zu reizen stärker ist, als das Gegenwirkungsvermögen des thierischen Organismus. Allein warum dies Seuchengift auf Menschen und andere Thiere nicht eben so heftig wirke oder warum Seuchengifte von Menschen nicht eben so heftig oder noch heftiger auf Thiere einwirken? — darüber hat uns alle menschliche Einsicht noch keinen befriedigenden Aufschluß geben können. Man sagte noch, weil es ein spezifisches Gift ist und nur das Thier Empfänglichkeit dafür hat. Das ist nun eben so viel gesagt, als: wir wissen es nicht. Endlich ist es ja doch durch Erfahrung bewiesen, daß das Eiter, wenn bei dieser Seuche einiges sich vorfindet, die Menschen ansteckt? Doch man vernehme die Behauptung, die ich in dieser Hinsicht weiter wage, und mit einigen Thatsachen zu beweisen suchen werde.

§. 6.

Das Hornviehseuchengift steckt Menschen und Thiere an, nur mit dieser auffallenden Beschränkung daß es jenen das Vermögen nicht mittheilt, neues Miasma zu erzeugen, und daß es bei Menschen in großer konzentrirter Quantität einwirken müsse, wenn schnell eine krankhafte Aeußerung sich zeigen soll.

Ein junger Mensch von etlichen zwanzig Jahren, stark und sehr auf das Vieh seines Vaters bedacht, pflegte mit sorgsamem Fleiß dasselbe, als es von der Seuche angesteckt worden war. Um es gewiß zu retten, versäumte er nicht demselben dennoch Arznei einzuschütten, ob es schon bis aufs Aeußerste gekommen war. Einmal hielt es schwer den Ochsen den schon halb gelähmten Nachen aufzubrechen. Er brauchte die äußerste Gewalt; allein was geschah? — er lag mit seinem Angesicht gerade so über dem Nachen des kranken Thieres als man ihn öffnete, daß alles Gift ihm über dem Kopf zusammenfahren mußte. Am Abend war sein Kopf so aufgetrieben, daß der Anblick furchterlich war. Er bekam Hitze, Fieber, Delirium, Raserei, endlich gänzliche Ermattung. Dieser kränkliche Zustand hielt zwei bis drei Wochen an, wo die Wiedergenesung nur sehr allmählig wieder folgte. Das Haar ging ihm aus, und nach einem Vierteljahre, wo ich ihn sprach, klagte er mir noch über einiges Gefühl von Entkräftung.

Dieses Menschen Schicksal prophezeigte allgemein, daß eine bössartige Krankheit auf Seite der Menschen den Beschluß von der verderblichen Viehseuche machen möge.

Das Uebel, wie man es befürchtete kam nicht; aber doch unter einer eignen Gestalt; das heist es riß auf den Winter, da die Seuche vorüber war, unter allen den Menschen eine Krankheit ein, die viel mit krankem Vieh zu thun gehabt hatten. Da diese Krankheit nach ihren Aeußerungen ganz jener ähnlich war, die jener junge Mensch bekommen hatte, so hatte man allen Grund

anzunehmen, daß sie durch die Viehseuche und ihrem Ansteckungsstoffe veranlaßt worden sei. Die Menge des gewirkten Gifts mag wohl den Erklärungsgrund abgeben, warum dort eher, hier später, dort heftiger hier gelinder der Anfall gewesen sei.

Noch eine ähnliche Thatsache: Eine Wittwe hatte eine Kuh, mit deren Milch sie täglich ihre Kinder nährte. Die Milch behielt ihre sichtbare gute Eigenschaft, die Frau konnte kein Bedenken haben, noch immer diese Milch ihren Kindern als Nahrung zu reichen. Allein nach einigen Tagen klagten die Kinder über Leibreißer und Lagiren. Die Mutter als eine verständige Frau klagte dies weiter und sie erhielt den Rath, den Kindern ja keine solche Milch mehr zu geben. Die Milch aber zu Grund gehen lassen, konnte sie nicht über das Herz bringen. Sie hatte Schweine im Stalle, gab sie also diesen. Was geschah? — Da diese sie einige Tage genossen hatten, erkrankten sie und starben bald. Wer bemerkt hier nicht den stufenweisen Gang in den Wirkungen des Giftes? — So gut die Schweine an dem Seuchengifte gestorben sind, so gut hätten auch die Kinder sterben können, wenn sie länger die Milch fort getrunken hätten.

War die Hornviehseuche zu Ende, so erhob sich nun an allen Orten, wo diese geherrscht hatte, eine Pferdeseuche. Ob nun eben diese durch jene verursacht worden sei: will ich nicht geradezu behaupten, da mir die zureichenden Gründe fehlen. Doch will ich nur bemerken, daß viele Verständige in jener den Grund suchen und annehmen zu müssen glauben. Und die Sache an sich steht mit sich nicht im Widerspruche.

Auch D. Stoll hat über den fraglichen Punkt einige interessante Beobachtungen gesammelt; er sagt:

Auf andere Thiergattungen hat das Pestgift keinen sichtbaren Einfluß gehabt. Ich fand vollkommen bestätigt, was vorzüglich Lamper schon längst durch überzeugende Versuche über diesen Gegenstand gesagt hat.

Nicht lange nach geendigter Viehpest entstand die Lungenseuche unter den Kühen und die bekannte contagiöse Krankheit unter den Katzen. Es ist aber jetzt noch viel zu frühe, um mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen zu können, ob und in wiefern diese Krankheiten mit einander in Beziehung stehen.

Ein Theil der Thierärzte behauptet, daß die Rindviehpest auf den menschlichen Körper nicht übergehe; ein anderer Theil will von dem Gegentheil überzeugt sein.

Wenn mein Urtheil in deeser Sache etwas gelten könnte, setze Stoll hinzu, so würde ich behaupten, daß beide Partheien Recht haben. Dieser scheinbare Widerspruch läßt sich leicht heben. Wir können als gewiß annehmen, daß das Pestgift, wenn es von dem Rindvieh auf die Menschen übergeht, gerade nicht die nämliche Form und Entwicklung der Krankheit bei den letztern, wie bei den Thieren gleicher Gattung hervorbringt; soviel ich weiß, hat dies auch noch kein Thierarzt behauptet.

Aber es lassen sich unter gewissen Umständen, frankmachende Einflüsse des Seuchengifts auf den Menschen doch nicht gerade zu läugnen. Die Untersuchung des Wie liegt außer dem Zwecke dieser Schrift. Ab-

folgende Erfahrungen dürfte mich an die Vertheidiger der letzten Meinung anzuschließen bestimmen.

Der Wasenmeister, der bei Leichenöffnungen in den zerstörten Eingeweiden arbeitete, bekam Blasen und Entzündungen an den Händen. Dr. Reich saad mehr als einmal die Galle so scharf, daß sie auf die Haut gebracht große Blattern erregte. Einer unserer Viehwärter wurde eines Morgens, da er in die Pflughütte ging, plötzlich krank. Sein Gesicht war bleich und aufgedunsen, Hände und Füße zitterten, darauf folgte nun allgemeine Schwäche und Kraftlosigkeit. Frost wechselte mit Hitze, die Eßlust nahm ab, es erfolgte Ueblichkeit und Neigung zum Brechen. Ein Brechmittel hob die gastrischen Beschwerden. Nach diesem entstanden Zufälle, die durch entzündungswidrige Mittel geheilt wurden. Ich selbst besuchte alle Tage das Thierspital. Sobald ich mich zweimal ekelte, bekam ich Zittern am ganzen Leibe und ein heftiges Erbrechen, das mich bis zur Ohnmacht abmattete.

V i e r t e r N a c h t r a g.

Ist das Fleisch der angestekten Thiere zum Verspeisen tauglich?

§. 1.

Camper sagt, unsere Regierung von einem glücklichen Eifer beselt, ihre Untergebenen glücklich zu machen getrieben, verbot nach dem Beispiel anderer, das Fett der an dieser Krankheit verstorbenen Thiere zu benutzen;

doch dies hinderte nicht, daß man es heimlich verbrauchte. Die Erfahrung bewies auch, daß keine üble Folgen daraus entstanden. Die Staaten von Holland erlaubten mit Recht durch ein Plakat vom 18. Januar 1745, daß man es gebrauche, um einigermaßen dem Verlust der unglücklichen Einwohner zu begegnen.

Dieselbe väterliche Vorsorge wollte auch verhindern, das Fleisch der an dieser Pestseuche verstorbenen zu essen; doch diese gute Verordnungen wurden von dem gemeinen Mann übertreten. Die Bauern zogen Vortheil aus der Armuth; es wurde gegessen und das in ziemlicher Menge, nicht allein in unsern Provinzen, sondern auch in Deutschland, wo man sonst bis zum Tadel einen Abscheu vor gestorbenen Thieren äußert; demohngeachtet hat man niemals einige Krankheit unter dem Volk, als Folge, verspürt.

§. 2.

Dr. Mezler findet auch gar kein Bedenken franke Thiere zu tödten und das erhaltene Fleisch zu verspeisen. Meine Betrachtungen gehen ebenfalls dahin, zu sagen: daß es unter gewissen Beschränkungen unschädlich sein möge.

Ein armer Mann ward in meiner Gegend gemiethet, das Gefallene aus dem Dorf zu schaffen. Da er so viel Unschlitt vorräthig fand, ward er versucht, sich einen guten Gewinn zu machen. Sein Hund fraß hievon und vom übrigen Fleische, und da der Mann sah, daß es dem Hunde nicht schadete, so entschloß er sich Armuths halber dasselbe auch zu verspeisen. Es schmeckte und fühlte darauf das beste Wohlbefinden. Nun nahm er kein Bedenken mehr mit den Seinigen so viel Fleisch als möglich zu genießen. Ich sprach diesen

Mann oft darüber und er verlachte das Vorurtheil der Bauern, die kein Fleisch von gefallenem Thiere essen mögen. Die Unschädlichkeit ist ja wohl begreiflich, in dem bloß in Se- und Excretionen der Ansteckungsstoff vorgefunden wird. Das Blut steckt ja nach Versuchen nicht einmal an, noch weniger das Fleisch.

Eine andere authentische Thatsache ist diese: Ein Bürger der Stadt Dettelbach schlachtete sein letztes Stück Vieh, da alles übrige gefallen war; als man die Eingeweide des Unterleibs öffnete, fand man in dem Pforter viele Brandflecken, die also unzweideutig bewiesen, daß das Stück schon einige Tage angesteckt sein möchte. Dem ungeachtet verspeiste dieser Bürger alles Fleisch mit den Seinigen und niemand spürte das geringste Unannehme davon.

§. 3.

Hr. Dr. Frank der Jüngere erklärte sich wegen Essen des Fleisches kranker Thiere dahin: nach örtlichen oder sthenischen Uebeln dürfe das krank geschlachtete oder krepirte Vieh ohne Gefahr genossen werden, nach asthenischen aber und besonders nach ansteckenden mußte der Genuß streng verboten werden. Das Contagium, setzt er hinzu, wirkt zwar nicht auf den menschlichen Körper; aber dem ungeachtet bleibt Fleisch von schlechter Beschaffenheit immer ungesund; um so mehr das mit einigem Abscheu genossene.

Letzter Umstand trifft wohl in der Pest nicht ein indem die Thiere oft sehr schnell wegsterben, oder gar schon in den ersten Tagen der Ansteckung getödtet werden, es kann also das Fleisch nicht so geschwind in seiner guten Beschaffenheit verlieren.

Wer Abscheu hat, ißt kein Fleisch, und wer keinen hat, dem wird es nicht schaden.

§. 4.

Wie ganz anders wieder D. Moscati über diesen Punkt urtheilt, habe ich schon im dritten Nachtrag §. 2. bemerkt.

§. 5.

Ob das Fleisch zum Genusse für Menschen schädlich sei, sagt D. Stoll, könne er nicht beurtheilen, indem ihm die nöthige Erfahrung dazu mangle, da in seiner Gegend kein Fleisch von gefallenem Thieren sei genossen worden. Aber von dem erst angesteckten und hierauf getödeten sei alles Fleisch verbraucht worden, ohne daß man gehört oder gesehen, daß ein Schaden daraus für die Gesundheit der Menschen entstanden sei.

§. 6.

D. Schaller im Gegentheil ist wieder anderer Meinung. Es sagt: Kranke Thiere, die Zeichen von der Viehpest an sich haben, und die der Besitzer aus Geiz, noch zum Genuß des Fleisches durchs Todschlagen retten will, dürfen unter keinem Vorwand verspeist werden. „Obgleich einige Aerzte das Publikum von der Unschädlichkeit eines solchen Fleisches überreden wollten, so könnte ich doch mehrere Beispiele von der zu sichtlich schädlichen Einwirkung auf unsere Körper anzuführen, die aus dem Genusse eines solchen Fleisches entstanden, wenn ich die Grenzen dieser Anweisung und mein vorgestektes Ziel dadurch zu überschreiten nicht befürchten müßte. Ich kann mich wohl getrost auf die Erfahrung anderer Aerzte berufen, denen diese Beobachtung an Orten, wo man sein Gefühl durch Genuß eines solchen Fleisches so sehr verläugnete, nicht entgangen sein können.“
